

Arbeit - das Vorgefundene und das Ungleichzeitige

Autor(en): **Pinkus, Theo**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **2 (1982)**

Heft 3

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-651604>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Arbeit – das Vorgefundene und das Ungleichzeitige

Wir werden in eine Gesellschaftsordnung geboren, in der das Arbeitsethos gilt für die, die nur durch Lohn zu ihrem Brot kommen. Schule und meistens auch das Elternhaus richten uns zu Arbeitskräften ab. Viele Sprüche gibt es darüber und von vorne herein gilt für die Männer die Verrichtung „draussen im feindlichen Leben“ als Arbeit. Für die Frauen zu Hause bleibt die Tätigkeit, die nicht als Arbeit anerkannt wird. Dabei macht sie den „Lebenskampf der Männer“ erst durch alle Mühen für die Reproduktion ihrer Arbeitskraft möglich. Das finden wir vor und wehe, wer sich nach der relativen Musse und Freiheit frühester Kindheit, eingeschränkter in der Schulzeit und meistens völlig unterdrückt in der Lehrzeit, nicht damit abfindet.

In den Klassenwidersprüchen und -kämpfen im Kapitalismus verblasste der alte Mönchsspruch „ora et labora – bete und arbeite“. Der Bibelspruch „wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen“ wurde durch die immerwährenden Krisen, die das Profitsystem entgegen allen liberalen Hoffnungen und Schönfärbereien nicht beseitigen konnte, konkret erlebt.

Thomas Carlyle (1795-1881) veränderte in seiner Antrittsrede als Rektor die letzten Zeilen eines Goethe-Gedichtes „wir heissen euch hoffen“ durch „arbeiten und nicht verzweifeln“. Das war schon 1866 zeitgemässer. Zu lange beten – heute würden wir es meditieren oder gar Innenschau nennen – war nicht mehr erwünscht. Der 48er Revolutionär *Georg Herwegh* rief im „Bundeslied für den Allgemeinen deutschen Arbeiterverein“: „ ‚Bet und arbeit!‘ ruft die Welt./Bete kurz, denn Zeit ist Geld!/An die Türe pocht die Not,/bete kurz, denn Zeit ist Brot!“ „Zeit ist Geld“ ist der Imperativ, der das Verhältnis von Lohnarbeit und Kapital bestimmt und unmenschliche Verhältnisse geschaffen hat. Aus gemeinschaftlichem Wirken und menschlich in Gemeinschaft zu leben wurde der Mensch aus der gemeinsamen Arbeit ausgewiesen und nicht mehr sein Leben, sondern der Profit und seine Maximierung wurden zum Arbeitsziel. Allerdings nur für diejenigen, die über die Produktionsmittel und die massenhaft geleistete Arbeit verfügen und damit ökonomische und politische Macht ausüben.

Im Generationenwechsel verändert sich das Verhältnis zur Arbeit. Es gelingt nicht immer, die überkommene, festgefügte Arbeitsdisziplin zu erhalten.

Mehr als 100 Jahre Kampf um die Reduktion der Arbeitszeit von 16 auf schliesslich 8 und weniger Stunden hat die Glaubwürdigkeit der Apologeten des Kapitalismus, dass jede Arbeitszeitverkürzung den Ruin der Unternehmer mit sich bringe und damit die Arbeitslosigkeit erst recht gefördert werde, erschüttert. Was *Karl Marx* im „Kapital“ dem liberalen Ökonomen Senior nachwies, dass die Kürzung des Arbeitstages von 11 auf 10 Stunden keineswegs die „letzte“ Lebensressource der Kapitalisten vernichte, hat sich immer wieder aufs neue, insbesondere beim Kampf um den 8-Std.-Tag und die 40-Std.-Woche bestätigt. Bei uns in der Schweiz wiederholt sich die ‚Senior-

Diskussion' ständig. Das Fabrikgesetz sollte – kaum war es in einem harten Referendumskampf 1877 angenommen – schon wieder auf Wunsch von Unternehmerkreisen revidiert werden.

Eine bis heute ungebrochene Lobby will uns einreden, dass Arbeitszeitverlängerung aus Konkurrenzgründen notwendig sei und damit Arbeitsplätze erhalten blieben. In seiner Lizenziatsarbeit (bei Prof.Dr. Stadler) weist *Hugo Oderholz* nach, welche publizistischen und anderen Formen der Kampf um den 8-Stunden-Tag 1921-1924 angenommen hatte. Es sind die von Marx schon längst widerlegten „ökonomischen Zwänge und moralischen Gründe“, die von den Unternehmerkreisen vorgebracht werden.

Die Generationen der letzten 50-60 Jahre sind in die 48-Std.-Woche geboren worden. Bei uns in der Schweiz haben sie nicht einmal die 40-Stunden-Woche, im Gegensatz zum umgebenden Ausland, erreichen können.

Arbeit, Job, Tätigkeit

Der Kampf um einen kürzeren Arbeitstag, um weniger Arbeitsstunden in der Woche bei vollem Lohnausgleich bleibt für die Arbeiter und Angestellten auch heute nach wie vor im Mittelpunkt der gewerkschaftlichen Aktivität. Zwischen Arbeitsverweigerung und rastlosem Fleiss in der gesetzlichen Arbeitszeit (und mit Überstunden sogar darüber hinaus) liegt der *Job*.

Jobben heisst heute für die junge Generation gerade soviel, fast immer entfremdete, Arbeit zu leisten, um bescheiden leben zu können. Die Bescheidenheit aber gründet sich auf eine *Wohlstandsindifferenz* auf der Basis einer Lebenshaltung, deren Kosten durch Jobben und Halbtagsstellen gedeckt werden können. Dieser Ausweg aus der „Zwangsarbeit“ ist nur möglich aufgrund der bisher durch die ökonomische (Gewerkschaften) und politische (Parteien) Tätigkeit entstandene Gegenmacht gegen die Macht des Kapitals. Da diese Errungenschaften von der jungen Generation aber vorgefunden werden, fällt es der noch lebenden älteren Generation, die die schweren Wirtschaftskrisen und langandauernde Arbeitslosigkeit hinter sich hat, nicht leicht, ihre Kinder, die Lehrlinge in den Betrieben, die jungen Arbeiter und Arbeiterinnen für die Gewerkschaften zu gewinnen. Ein Grund ist, dass diese sehr wenig Verständnis für das Bewusstsein der Jungen haben. Dabei ist das heutige Sein der jungen Generation und das damit veränderte Bewusstsein von der alten Generation als Ziel der von ihnen aufgebauten und erhaltenen Arbeiterorganisationen gesehen worden. Da regen sich unsere alten Genossen oft über die Jungen und ihr völlig verändertes Verhältnis zur Arbeit und zu den Organisationen auf, dabei haben sie doch dafür gekämpft, „dass ihre Kinder es besser haben sollen“. Die einen, indem sie unter grossen Opfern den Kindern die Karriere aus der Arbeiterklasse hinaus bereiteten, die anderen, indem sie ein leichteres und besseres Leben für ihre Nachkommen mit Hilfe der Arbeiterorganisationen, aufgrund des solidarischen Handelns, durchsetzen wollten.

Jobben vermittelt durch die Man-power etc., schnell wechselnde Halbtagestellen bieten aber kaum Gelegenheit, den ökonomischen Solidaritätseffekt

tiefer ins Bewusstsein zu bringen. So wird die Gegenmacht, die allein vor der Unternehmerwillkür schützen und dem dauernden Lohndruck und Sozialabbau trotzen kann, geschwächt.

Die Gewerkschaften wiederum kommen nur mühsam dahinter, dass über Lohn und Arbeitszeit hinaus weitere Bereiche des Lebens in die Tätigkeit einbezogen werden müssen. Sie stolpern nach wie vor über die Widersprüche Umweltschutz und Produktivität, Kampf um die Arbeitsplätze, auch wenn damit demagogisch sogar AKWs und Kriegsproduktion begründet werden.

Die Arbeiterschichten, die die Gewerkschaften tragen, gehören zum grossen Teil zu den „fleissigen Schweizern“, von denen *H.U. Michel* im Leitartikel der 1. Mai-Ausgabe der „Solothurner AZ“ schreibt. Er weist auf die Tatsache hin, dass „die pensionierten Arbeiter unter ihrem AHV-Müssiggang sogar leiden“. Zu ergänzen wäre noch, dass viele nach 40, 50 Jahren intensiver Ausbeutung und Gewöhnung an sie nur noch eine sehr kurze „Altersruhe“ erleben. Sie sind – wie Michel schreibt – „Arbeiter geworden, statt Menschen geblieben“. Er erinnert an die altbekannten sozialistischen Forderungen, dass die Produktion den wahren Bedürfnissen des Menschen, nicht den Erfordernissen der Wirtschaft zu dienen habe und verlangt dazu ein neues Verhältnis zwischen Mensch und Natur, das auf Kooperation und nicht auf Ausbeutung beruht.

Diese vorgefundene Wirklichkeit hat der Berner Schriftsteller *Kurt Marti* (Michel zitiert ihn) in eine Grabschrift gefasst:

„sein Leben war Arbeit/Arbeit auch in der Freizeit/
und dennoch hat er sein Ziel,/das eigene Heim,
erst heute erreicht/jetzt aber ist er endlich am
Ziel/im eigenen Heim/ – in der Urne aus Ton/
jetzt hat er für 20 Jahre/ein Fleckchen Erde/ –
hier ruhe er nun in Frieden.“

Die stürmische „Bewegung“ 1980/81, getragen von den Kindern dieser Arbeiter und solchen, denen Karriere nichts bedeutete, war ein tief wirkendes Ereignis, trotz ihres Abflauens. „No future“ – ohne Lebensziel – war die extremste Antwort auf das Ende im „Fleckchen Erde“. Die mögliche Vernichtung durch atomare Zerstörung – sei es durch „friedliche Verwendung“ der Atomenergie oder durch Krieg – verstärkt noch die Perspektivlosigkeit.

Aussteigen!

Die Jugend von 1968 erlebte zuerst die *Ungleichzeitigkeit* der überkommenen Institutionen, insbesondere in der Ausbildung, auf den Universitäten. Durch ihre intellektuelle Schulung und Entdeckung der grundlegenden marxistischen Erkenntnisse verfiel sie nachher in eine andere Ungleichzeitigkeit: in die Übernahme von starren Organisationsformen und Theorien. Diese stammten aus den grossen Revolutionsereignissen nach dem Ersten Weltkrieg und erwiesen sich sehr bald als untauglich zur Durchsetzung ihrer

eigenen Ziele.

Diejenigen 68er, die sich nicht mehr in die immer unmenschlicher werdende kapitalistische, profitorientierte Entwicklung integrieren, die sich nicht mehr von einer Zentrale leiten lassen und keine eigene Zentrale errichten wollen, suchen andere und neue Wege. *Hier begegnen sie der Jugend der 80er Jahre. Das Zusammentreffen und erst recht das Zusammenwirken ist schwierig und widerspruchsvoll.* Mit gegengesellschaftlichen Lebensformen und einem völlig anderen Verhältnis zur Arbeit wollen sie sich aus den kapitalistischen Zwängen weitgehend befreien. „No future“ soll sich mit „Non profit“ zu Lebensmöglichkeiten in Übereinstimmung mit der individuellen Entwicklung im Kollektiv vereinen. Ohne Chef, mit sich zurückbildender Arbeitsteilung, wollen sie aus der kapitalistischen Effektivität, die den Menschen nur als Arbeitskraft gelten lässt, aussteigen. Dieses Aussteigen hat viele Seiten. Es führt bis zur Arbeitsverweigerung und subkultureller parasitärer Existenz. Darunter ist ein einfaches Leben zu verstehen, dessen Voraussetzungen aber die mühsam errungenen, dem kapitalistischen Staat abgetrotzten Sozialleistungen oder gar sichere Erbschaften im Hintergrund sind.

Die Aussteiger aber, die sich in Produktions- oder Produktions- und Lebensgemeinschaften zusammenfinden, stehen wieder vor dem Problem: Arbeit. Sie rackern sich ab unter Verzicht auf arbeitssparende Maschinen, die sie sich nicht leisten können, sie bauen bei intensivster Selbstausschöpfung kleinere Betriebe auf. Die Früchte ihrer „ursprünglichen Akkumulation“ werden allzu rasch von wenigen unter den Nagel gerissen. Dazu verhilft die Verachtung der vorgefundenen, allerdings oft sehr ungleichzeitigen, antiquierten Gesetze und juristischen Formen. Sie führt zu einer Unterschätzung der sich bietenden Möglichkeiten, gemeinsam Erarbeitetes auch im Kollektiv oder für andere, die weiter machen wollen, zu erhalten. Diese kleinen und mittleren Produktions- oder auch Distributionseinheiten kennen wir als selbstverwaltete Unternehmungen.

Schwierige Begegnungen

Wenn auch mit richtigen juristischen Mitteln die Entartung dieser neuen Genossenschaften zu gewöhnlichen profitorientierten Geschäftsunternehmungen gebremst werden kann, so sind damit die Probleme, die das Verhältnis zur Arbeit aufgibt, noch nicht gelöst. Nach fünf bis zehn Jahren – es geht um die Altersgruppen von 20 bis 35 – entstehen Bedürfnisse des Wechsels. Die grössere Freizügigkeit in der ganzen Welt gibt Möglichkeiten, neue Erfahrungen zu sammeln und an andern Orten das Erfahrene auszuwerten. Jüngere treten in die Betriebe ein. Sie wissen, wohin sie gehen, kennen aber nicht alles, was sie erwartet. Weniger Stress, keine autoritäre Führung mehr, freie Regelung innerhalb der Arbeitsverhältnisse unter weitgehender Berücksichtigung eigener Bedürfnisse, das wird wohl geboten – es ist aber nicht das Ende der buchstäblich notwendigen, d.h. *die Not wendende Arbeit*. Die Kollektive, die die Selbstverwaltung praktizieren, stehen dann vor der Frage: Wie kann eine gewisse Arbeitsdisziplin so ins Bewusstsein auch derjenigen gehoben werden, die ins „gemachte Bett“ steigen? Ohne Arbeitsregelung und

Ordnung kann auch ein Kollektiv nicht überleben.

Schwieriger als in der Landwirtschaft ist es, wenn bei völlig getrennten Wohnstätten in den Städten der gemeinsam geführte Betrieb die steigenden Lebenskosten der Einzelnen und die Unkosten des Betriebes selbst decken muss. Da alles gekauft werden muss, spielt sich vieles über Löhne und Leistungen ab. Wie steht es um die Freizeit, die sich im kapitalistischen Betrieb deutlich von der „Zwangs“-Arbeitszeit abhebt? Wie weit führt das sich herausbildende oder auch eventuell nur gering vorhandene kollektive Bewusstsein? Die Arbeitsleistung im selbstverwalteten Betrieb soll in doppelter Weise sinnvoll sein. Das Produkt soll ein Gebrauchsprodukt sein, das wirklich nützlich ist und einem echten, nicht künstlich durch Reklame entfachten Bedürfnis entspricht. Die Verteilung – viele selbstverwaltete Betriebe sind Verteilungsbetriebe (Buchhandlungen usw.) – soll Dinge unter die Leute bringen, die zwar Waren sind, aber nicht als solche abstrakt gehandelt werden. Sie sollen erwünscht und nützlich sein. Der Preis soll nicht spekulativ sein, sondern dem Aufwand entsprechen, auch wenn er sich den herrschenden Marktbedingungen nicht ganz entziehen kann. Die Vernetzung der Produzenten und Verteiler unter sich – nicht ihre Konzentration in einem Konzern – entspricht der in vielen Bereichen unausweichlichen, in manchen noch notwendigen, aber nicht ewigen Arbeitsteilung. Die an diesen Prozessen beteiligten Menschen sollen durch sie selbst und erst recht durch die Vernetzung und Koordination ihrer Bemühungen ihre menschlichen Beziehungen, nicht Warenbeziehungen, enger knüpfen und pflegen können. Daraus entstehen über die zusammenarbeitenden Kollektive gegengesellschaftliche Non-profit-Formen, die die Lebensbedürfnisse durchaus erfüllen können. Ja noch mehr! Über diese elementaren Bedürfnisse hinaus sind in allen schöpferischen Bereichen der menschlichen Fähigkeiten Helfer, Lehrer, Freunde, Zeit und Mittel in ganz anderem Masse vorhanden wie es selbst durch höchstbezahlten Stress im kapitalistischen Betrieb nicht möglich ist.

Arbeitsdisziplin und selbstverwaltete Tätigkeit

In den bereits „gemachten Betten“ – so weich sind sie auch wieder nicht! – fehlt es den jungen Genossenschaftlern oft an Phantasie, Kraft und Lust ihren Arbeitsbeitrag als Teil dieser Gegengesellschaft zu verstehen und als Mittel sie, wenn auch noch so bescheiden, auszubreiten. Diese politische Dimension und Perspektive, deren Voraussetzung das Funktionieren des eigenen Kollektivs ist, wird in den Gegensatz zum Ausleben der eigenen Probleme gebracht. So entsteht der Konflikt zwischen einer freiwillig übernommenen, aber auch zugleich die einfachen Lebensbedürfnisse deckenden Tätigkeit im Kollektiv und dem Bedürfnis, auch gerade dort „wenn es einem drum ist“ voll seinen Gefühlen und Stimmungen nachzugeben. Dass dabei in der Vernetzung geknüpfte Fäden zerreißen, wird bei dieser Sensibilität bis zur Ich-Bezogenheit, kaum beachtet.

Selbstverständlich muss und soll im selbstverwalteten Betrieb eine noch bes-

sere Rücksichtnahme auf Schwierigkeiten oder gar Krankheiten der Kollektivteilnehmer genommen werden. Es ist ja auch anzustreben, möglichst bald aus der Selbstausbeutung zu den von den Gewerkschaften in den kapitalistischen Betrieben erkämpften Tarifröhnen zu kommen, ebenso natürlich auch zur Erfüllung aller Forderungen von Arbeits- und Gesundheitsgesetzen. Sie sind schliesslich das Resultat der Klassenkämpfe und positiver Ungleichzeitigkeiten „wertkonservativer“ Lebensformen, ohne die die Freiräume, in denen sich vor allem das alternative und selbstverwaltete Leben, Produzieren und Verteilen abspielt, nicht vorhanden wären. Liberale Ideale der Aufstiegszeit der heute herrschenden bürgerlichen Klasse, Forderungen insbesondere über Arbeitszeit, Arbeitsverhältnisse, Mindestlöhne und so weiter, die in Jahrzehnten als Gesetze durchgesetzt wurden, gehören zu den oben erwähnten Voraussetzungen. Die Generation, die in diesen Kämpfen ausserparlamentarisch und parlamentarisch von der Gemeinde bis zu den gesamtstaatlichen Instanzen ihren Kopf hingehalten hat, lebt noch unter uns. Es sind die alten Gewerkschaftskader, es sind die Kommunisten und die Sozialdemokraten; selbst diese, die sich heute als rechte Dissidente gegen ihre eigene Partei wenden, die mehr mit der Zeit gehen muss, um nicht ihren Einfluss unter den folgenden Generationen zu verlieren. Sie hatten sich, und ihre Väter noch mehr als die bereits etablierten Funktionäre und Beamten, mit den damals vorgefundenen Verhältnissen nicht abgefunden, sondern sie durch solidarisches Handeln mit Hilfe ihrer wachsenden Klassenorganisationen geändert.

Weder Job noch reine Lohnarbeit

Im Kleinen wiederholt sich – mit allen Gefahren des Abgleitens in die Routine und die Beamtenmentalität – dieser Prozess in den selbstverwalteten Betrieben. Die Anforderungen an Arbeitsleistung und Zuverlässigkeit, wie sie von den Gründern und den länger im Kollektiv Wirkenden an alle gestellt werden, bewirken Konflikte. Sie werden oft personalisiert. Autoritäre Züge und Umgangsformen, die die Empfindlichkeit besonders der neu Hinzukommenden nicht berücksichtigen, ja sie sogar verletzen, bewirken Enttäuschungen und Spannungen, die die Beziehungen vergiften. Sie können sich auf die Arbeit auswirken und letztenendes sogar den Betrieb in Gefahr bringen.

Sinnvolle Tätigkeit, wie wir sie weiter oben definiert haben, ist kein Job, ist keine Lohnarbeit. Auch dann nicht, wenn Löhne bezahlt werden, über die allerdings im selbstverwalteten Unternehmen kollektiv im Rahmen der materiellen Möglichkeiten entschieden wird. *Es ist ein gewisses Privileg, in den Freiräumen, die wir oben erwähnt haben, tätig zu sein und mit dieser Tätigkeit, eine gewisse Wohlstandsindifferenz vorausgesetzt, die materiellen und kulturellen Bedürfnisse befriedigen zu können.*

Die Selbstverwalter gehören auch zu den Werkträgern. Sie sind eigentlich wirklich werktätig, d.h. das Werk ist sinnvoll und die Arbeit zur Tätigkeit geworden. Die überwältigende Zahl der Werkträgern im üblichen Sinne von Lohnabhängigen aber ist in Arbeitsverhältnisse gezwungen, die keineswegs ihren wirklichen Bedürfnissen entsprechen. Die Freude am Werkstück wird

durch die Teilarbeit und die rasende Technisierung immer mehr vernichtet. Die Arbeit wird intensiver und erschöpfender, so dass auch die erkämpfte grössere Freizeit nicht zur Erholung genügt, geschweige denn zu neuer kreativer Tätigkeit ausreicht. Dazu kommt noch eine ganze Industrie, die Freizeit mit Medientechnik und Unterhaltungstransport normiert und besetzt.

Alternatives Handeln gegenüber dieser erzwungenen Arbeit kann nur gewerkschaftlichen Charakter haben und allenfalls die Weitergabe der technischen Erfahrungen (soweit sie für diese nützlich sind) an die selbstverwalteten Betriebe beinhalten. Hier gibt es eine Brücke von der Arbeit zur Tätigkeit. Hier können wieder vor allem von den Jungen menschliche Beziehungen hergestellt werden, die mithelfen, gesellschaftliche Veränderungen durchzusetzen.

Der „private“ Bereich

Und die Arbeit im privaten Bereich? In unserer männerherrschaftlichen Gesellschaftsordnung wird ja die Hausarbeit als rollenbestimmte Tätigkeit betrachtet. Ihre Individualisierung einerseits und Entleerung andererseits wird durch eine Werbeflut für Haushaltsmaschinen in jede Küche und Wohnung bestärkt. Dabei wird nicht etwa die Frau von der Hausarbeit befreit, im Gegenteil: sie soll sich erst recht nur damit beschäftigen, auch wenn sie gezwungen ist, als „Zweitverdienerin“ durch gewöhnliche Arbeit irgendwo und völlig entfremdet die Kosten mitzutragen. Die Industrie wünscht weiterhin den lohnarbeitenden Mann als Familienernährer, auch wenn sie ihn immer wieder zur Arbeitslosigkeit verdammt. Die Frau soll je nach Konjunktur „mitverdienen“ oder zur industriellen Reservearmee gehören.

In den selbstverwalteten Betrieben ist dieser Zustand weitgehend überwunden. Soweit schon hat sich die 68er Revolution und die ihr folgende autonome Frauenbewegung auch in den Arbeitsverhältnissen durchgesetzt. Ganz im Gegensatz übrigens zu der immer noch vorhandenen Rollenverteilung in den linken politischen Organisationen und Gewerkschaften, in denen die Frau immer noch bestenfalls Kassiererin, Protokollführerin sein darf oder im besten Fall gewisse soziale Bereiche zugeteilt bekommt.

Lob des Müssiggangs

Fast 100 Jahre sind vergangen, seitdem der französische Kommunist und Schwiegersohn von Karl Marx, *Paul Lafargue*, sein „Recht auf Faulheit“ dem 1848 deklarierten „Recht auf Arbeit“ entgegensetzte. Ihn kümmerte dabei die eine der sieben Todsünden „Der Müssiggang ist aller Laster Anfang“ ebensowenig, wie *Bertrand Russell*, den grossen Philosophen und Friedenskämpfer, in seinem „Lob des Müssiggangs“. Es war keineswegs satirisch gemeint, wenn Lafargue die „Liebe zur Arbeit“ – ja, die vor sich gehende „Arbeitssucht und den Segen der Arbeit“ – anprangerte. Er war sich wohl bewusst, was für ökonomische Zwänge und staatliche Massnahmen im Dienste

des aufkommenden Kapitalismus die Menschen in Fabriken und Mietskasernen jagten. Er sah auch voraus, zu welcher Massenarbeitslosigkeit nicht nur die immer wiederkehrenden Krisen, sondern auch die rasante technische Entwicklung führen werde. Jetzt, nach 100 Jahren, ist seine prophetische Forderung „Jedermann zu verbieten, mehr als drei Stunden pro Tag zu arbeiten“ keineswegs mehr Phantasie. Wenn die Arbeit, unter Ausnutzung der Technik von heute, in den Lebensformen und nach den Grundsätzen der Selbstverwaltung für die Gesamtgesellschaft geleistet werden muss, so sind drei Stunden längst genug. Lafargue schliesst seine Schrift wie folgt: „Oh Faulheit, Müsiggang – Mutter der Künste und der edlen Tugenden, sei du der Balsam für die Schmerzen der Menschheit!“

—Inserat—

Pinkus Genossenschaft Zürich

Froschaugasse 7

Limmatbuchhandlung
Telefon 01 32 26 74

Antiquariat
Büchersuchdienst
Verlagsauslieferungen
Literarische Agentur
Telefon 01 32 26 47

Unser Buchtip zum Thema „Arbeit“:

- Geschichte der Arbeit.** Vom alten Ägypten bis zur Gegenwart.
462 S. Abb. Leinen Fr. 58. --
- Arbeitsalltag und Betriebsleben.** Zur Geschichte industrieller Arbeits-
und Lebensverhältnisse in der Schweiz. 326 S. Abb. kart. Fr. 28. --
- Himmel & Erde.** Wider die Arbeitsmoral. Arbeiten bis 60 dann leben.
Krankfeierrevue Nr. 5/6. 130 S. Abb. brosch. Fr. 13.80
- Wolf-Graaf, Anke:** Frauenarbeit im Abseits. Frauenbewegung und
weibliches Arbeitsvermögen. 429 S. brosch. Fr. 27.70
- Frauen als bezahlte und unbezahlte Arbeitskräfte.** Beiträge zur
2. Berliner Sommeruniversität für Frauen – Okt. 1977
534 S. broschiert Fr. 16. --
- Arbeit, Entropie, Apokalypse.** Reagans gesammelte Alpträume.
Entropologische Jahrbücher: Letzte Ausgabe. 133 S. Tab.
broshiert Fr. 9.80
- Karpf, Urs:** Versteinerung. Roman. 163 S. broschiert Fr. 22. --
Die langsame Versteinerung der Arbeits- und Familien-
situation eines Arbeiters infolge des verschärften Drucks
am Arbeitsplatz.